

# Wie die Pfarreien um ihre Kirchen kämpften

Seit 1863 dürfen die Zürcher Katholiken ihren Glauben frei ausüben. Seither sind 117 Kirchen entstanden. Ein Buch dokumentiert sie

THOMAS RIBI

Zur Messe traf man sich im Sali, im Restaurant «Zum Bahnhof». Und das während Jahren. Eine Kirche gab es in Bonstetten nicht, zumindest keine katholische, und man war froh, als die Pfarrei Ende der fünfziger Jahre ein kirchliches Zentrum bekam, auch wenn es keine Kirche war. Bis die Bonstetter Katholiken eine eigene Kirche bekamen, dauerte es noch lange. Gut gut fünfzig Jahre. Im Juni 2016 erst wurde die Kirche St. Mauritius vom Churer Bischof geweiht. Rund ein Jahrzehnt früher hatte man an der Stelle, wo der Bau geplant war, schon einmal einen Glockenturm errichtet.

St. Mauritius in Bonstetten ist die jüngste katholische Kirche im Kanton Zürich. Oder wenigstens fast die jüngste. Ein Jahr nach ihr wurde in Schwerzenbach St. Gabriel geweiht. Ein eigener Bau ist das allerdings nicht. Von aussen ist die Kirche gar nicht zu erkennen. Sie befindet sich in der Scheune eines um 1800 erbauten Bauernhauses im Dorfkern. Die Kirchgemeinde Dübendorf hatte es Anfang der siebziger Jahre gekauft, um es abzureissen und auf dem Grundstück eine Kirche zu bauen.

## Messe feiern verboten!

Allerdings hatte man nicht mit der Denkmalpflege gerechnet. Sie erklärte das Gebäude zum Schutzobjekt. Einigen konnte man sich nicht, es kam zu einem Rechtsstreit, der erst nach Jahrzehnten, nämlich Ende der neunziger Jahre, vom Bundesgericht entschieden wurde: zuungunsten der Kirchgemeinde. Das Haus wurde geschützt, ein Kirchenbau kam nicht mehr infrage. Aber die Gemeinde hatte sich mittlerweile mit der Situation abgefunden und errichtete ihre Kirche trotzdem: nicht an der Stelle des Bauernhauses, sondern im Haus selber – ein freundlicher, hoher Raum mit einer eindringlichen Holzbalkenkonstruktion.

Die Geschichten von St. Gabriel und von St. Mauritius sind typisch für den Bau katholischer Kirchen im Kanton Zürich. In vielen Landgemeinden spielte sich das kirchliche Leben der Katholiken jahrzehntlang unter improvisierten Umständen ab, in Gebäuden, die zum Teil nur notdürftig zu Kirchen umfunktioniert worden waren. An den Bau von richtigen Kirchen konnte man vielerorts lange nicht denken und musste jahrzehntlang warten – weil das Geld fehlte oder weil sich Grundeigentümer weigerten, Katholiken ein Grundstück zu verkaufen, zumindest wenn darauf eine Kirche gebaut werden sollte.

Bis Anfang des 19. Jahrhunderts war es im Kanton Zürich verboten, die Messe zu feiern. Die Erlaubnis, die 1807 erlassen wurde, beschränkte sich zunächst auf die Stadt Zürich. Erst das Kirchengesetz von 1863 brachte eine Lockerung, allerdings



Die Kirche St. Katharina von Siena in Fällanden wurde 1992 gebaut. BILDER STEPHAN KÖLLIKER

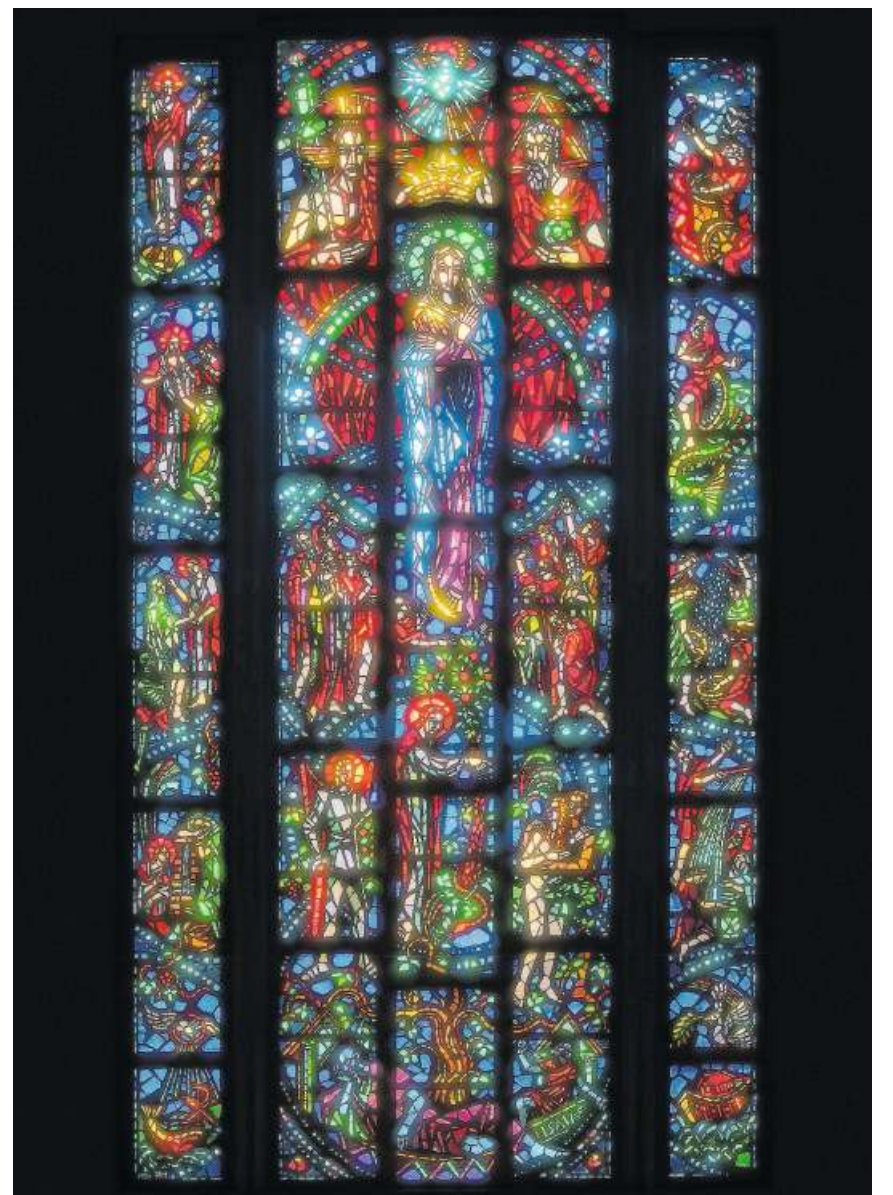
eine moderate. Immerhin gab es ab dann vier katholische Gemeinden: Zürich, Winterthur, Dietikon und Rheinau. Öffentlichlich anerkannt aber wurde die katholische Kirche erst mit dem Kirchengesetz von 1963. Erst seit damals sind die Katholiken rechtlich den Reformierten gleichgestellt und die katholische Kirche darf Steuern einziehen.

## Spuren der Geschichte

Die Geschichte hat ihre Spuren hinterlassen. Auch in den Kirchen, die sich die Zürcher Katholiken seit 1863 nach und nach erst wieder bauen mussten. 117 sind es seither geworden, und sie werden nun erstmals umfassend in einem Buch dargestellt. In seinem zweibändigen Übersichtswerk «Sakrales Zürich. 150 Jahre katholischer Kirchenbau im Kanton Zürich» widmet der Zürcher Priester und Germanist Markus Weber jeder katholischen Kirche im Kanton ein Kapitel: Er

schildert die Umstände, die zum Bau führten, charakterisiert die Architektur und die Ausstattung – die Glasfenster zum Beispiel oder Wandbilder – und würdigt die kunstgeschichtliche Bedeutung der Anlage. Illustriert sind die Bände mit Bildern des Fotografen Stephan Kölliker: Sie dokumentieren die Gebäude nicht nur, sondern fangen auch etwas von der Stimmung ein, welche die Räume bestimmt. Auf einer eigenen Website sind die Texte und die Bilder auch online abrufbar.

Von St. Peter und Paul in Winterthur, der ersten neuen Kirche im Kanton, die 1868 geweiht wurde, führt Markus Weber chronologisch durch die katholische Kirchenlandschaft – und bietet damit mehr als nur eine Geschichte der sakralen Architektur Zürichs. In jedem Bau spiegelt sich ein Stück Geschichte, und manchmal sind es Details, an denen sich zeigt: Es ist noch nicht lange her, dass die reformierte Mehrheit den Katholiken gegenüber mehr als reserviert auftrat.



Das Glasfenster der Dübendorfer Kirche Maria Frieden hat Paul Monnier gestaltet.

Der Bau einer eigenen Kirche, das war für die Pfarreien oft ein harter Kampf. Und nicht immer fügte sich alles so glücklich wie bei der Liebfrauenkirche. Dass sie gebaut werden konnte, ist einem gut-eigenössischen Kuhhandel geschuldet. Ende der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts bemühte sich Zürich, Standort des geplanten neuen Landesmuseums zu werden. Luzern, Basel und Bern waren die Konkurrenten, und sie hatten intakte Chancen. Es galt, auf Bundesebene Mehrheiten zu schaffen. Und da kam es nicht ungelegen, dass die Stadtzürcher Katholiken ein Grundstück suchten.

## 1 Kirche gegen 1 Museum

St. Peter und Paul an der Werdstrasse, die damals einzige katholische Kirche der Stadt, war viel zu klein geworden. Ende des 19. Jahrhunderts hatte der Anteil der Katholiken an der Bevölkerung rasch zugenommen. Die Pfarrei in Aussersihl

wurde zur mitgliederstärksten der ganzen Schweiz, eine Lösung war dringend. Der Stadtrat bot der Gemeinde ein schön gelegenes Areal auf einer Anhöhe über der Limmat zum Kauf an – unter der Bedingung, dass sich die katholischen Stände im Streit um das Landesmuseum für Zürich einsetzen.

Es kam wie gewünscht: Zürich erhielt das Museum, die Zürcher Katholiken die Erlaubnis, unterhalb der ETH die nach dem Muster einer frühchristlichen Basilika geplante Liebfrauenkirche zu bauen. Übrigens eine besondere Kirche, noch heute: Falls Zürich je zum eigenen Bistum werden sollte, wird sie zur Kathedrale, das steht bereits fest.

Markus Weber / Stephan Kölliker: **Sakrales Zürich. 150 Jahre katholischer Kirchenbau im Kanton Zürich.** Verlag Artaphot.ch, Zürich 2018. 2 Bde., zus. 640 S., zahlreiche Farbbildungen. Fr. 49.–. Bestellungen beim Autor über: sakralbauten@bluewin.ch. Website zum Buch: www.sakralbauten.ch.

# «Musik ohne Ordnung ist Chaos»

Am heutigen Freitag begeht der polnische Komponist Krzysztof Penderecki seinen 85. Geburtstag. Im Gespräch zieht er eine ganz persönliche Bilanz

MARCO FREI, WARSCHAU

Er bereut nichts. Wenn man Krzysztof Penderecki fragt, ob er rückblickend irgendetwas anders machen würde, erwidert er: «Nein. Ich stehe zu allem, was ich komponiert habe – hundertprozentig. Das gilt auch für die frühen Werke. Es gibt nichts, was ich ausradieren wollte.» Dieses Bekenntnis ist bemerkenswert, haben doch wenige Komponisten seiner Generation stilistisch einen derart tiefgreifenden Wandel vollzogen wie Penderecki. Genau das zeigt derzeit ein ihm gewidmetes Festival in Warschau. Mit dem Festival wird der 85. Geburtstag eines – wie es ausdrücklich heisst – «polnischen Nationalhelden» gefeiert.

Tatsächlich beginnt der 1933 im polnischen Debica geborene Penderecki als Avantgardist. Mit «Threnos» von 1960/61 legt er – zur gleichen Zeit wie György

Ligeti mit «Atmosphères» – eine erste reine Clusterkomposition vor. Es folgen postserielle, aleatorische und mikrotonale Experimente, bis er sich in den 1980er Jahren überraschend der Tradition zuwendet. Dieser Wandel erinnert an Komponisten wie Dmitri Schostakowitsch oder Arvo Pärt aus der Sowjetunion – mit dem Unterschied, dass Penderecki weder auf politischen Druck reagierte noch mit einer Schaffenskrise zu kämpfen hatte.

Penderecki spricht von einer «natürlichen Suche in eine andere Richtung», die überdies «gar nicht so widersprüchlich» sei. «Ich habe die Techniken und Mittel gewechselt, nicht aber meine Haltung.» Die jetzige Werkschau in Warschau offenbart in der Tat, wie sehr das Schaffen Pendereckis von Kontinuitäten geprägt ist. Ob Avantgarde oder Tradition: Bei Penderecki äussert sich stets ein dramatischer Ausdruck mit direkter Ansprache. «Für mich

ist Musik immer Expression. Sonst bleibt es eine Musik, die nichts sagt, und eine solche Musik habe ich nie geschrieben.»

Für die Hinwendung zur Tradition wurde er dennoch massiv angefeindet – von westlichen Neuerern wie Pierre Boulez oder Helmut Lachenmann. Letzterer nannte Penderecki einen «Penderadetzky», der die «tonalen Paarhufer» anführe. «Wer ist dieser Lachenmann?», erwidert Penderecki. «Was hat er Wichtiges geschrieben? Für mich war er ein unwichtiger Komponist. Vielleicht gab es in Deutschland eine Zeit, da erwartete man, dass die Musik anders würde – dass es «vorwärtsgehe». Meine Musik war jedoch von Anfang an populär und wurde viel gespielt – nicht in avantgardistischen Zirkeln, sondern im ganz normalen Kontext.»

Solche Reibereien zwischen grossen Komponisten verraten, wie ideologisch aufgeheizt sich die zeitgenössische Musik-

szenen einstmalig gerierte – auf allen Seiten. Heute sind derartige Grabenkämpfe längst überwunden. Dafür aber tun sich gegenwärtig andere Probleme auf, die eng mit dem aktuellen Lauf der Welt zusammenhängen. Seit geraumer Zeit hat der Nationalismus wieder Hochkonjunktur, auch innerhalb der Europäischen Union – zumal im östlichen Mitteleuropa.

Manche Politologen sprechen bereits von «restaurativen Tendenzen», die auf das 19. Jahrhundert zurückgingen. Auf eben jene Zeit verweisen manche neostilistische Tendenzen, so die heutige «Hyper-Romantik» Pendereckis. Im Gespräch hat Penderecki nichts dagegen, als «Neo-Traditionalist» betrachtet zu werden. Einen Zusammenhang mit der aktuellen politischen Grosslage weist er jedoch entschieden von sich. «Warum habe ich eines Tages ein tonales Werk geschrieben? Weil ich es ein-

fach wollte. Da war eine Sehnsucht nach dem schönen Klang und nach Ordnung. Mit Politik hat das nichts zu tun. Musik ohne Ordnung ist Chaos.» Ähnlich formulieren es indessen manche Nationalisten, wenn sie von «Recht und Ordnung» sprechen, die sie «wieder herstellen» wollten – auch in Polen. Gleichwohl ist Penderecki kein Nationalist. Das zeigen schon allein Werke aus seinem frühen Schaffen.

So ist «Threnos» den Opfern des Atombomben-Abwurfs über Hiroshima gewidmet, und das Oratorium «Dies Irae» gedenkt der Opfer von Auschwitz. Es sind nicht einfach Schlüsselwerke der Avantgarde, sondern auch des Protestes. An diese Haltung sollte Penderecki wieder anknüpfen – etwa in seiner Neunten Sinfonie, mit der er liebäugelt. Penderecki dämpft die Erwartungen. «In meinem Alter geht man nicht mehr auf die Barrikaden. Warten Sie ab, bis Sie 85 sind.»